

PAUL HOFFMAN  
Die linke Hand Gottes



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

Thomas Cale ist vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, da ist er sich nicht sicher. Niemand kann es ihm genau sagen, denn er lebt seit frühester Kindheit in der Ordensburg der Erlösermönche. Die grausamen Kriegermönche unterwerfen Cale und seine Freunde Vague Henri und Kleist sowie alle anderen Zöglinge einer rigiden Ausbildung, bei der schon kleinste Verfehlungen hart bestraft werden. Eines Tages stoßen die drei Jungen zufällig auf einen Geheimgang. In der Hoffnung, dort etwas Essbares zu finden, lassen sie sich immer weiter in das labyrinthartige Tunnelsystem hineinziehen. Und plötzlich entdecken sie etwas, was sie noch nie zuvor gesehen haben ...

### *Autor*

Paul Hoffman hat nach seinem Anglistik-Studium in über zwanzig verschiedenen Berufen gearbeitet, unter anderem als Buchmacher, Kurierfahrer, Lehrer und als Gutachter für den British Board of Film. Teile seines ersten Romans »The Wisdom of Crocodiles« wurden mit Jude Law verfilmt. Als Drehbuchautor hat er neben vielen anderen mit Francis Ford Coppola gearbeitet. »Die linke Hand Gottes« ist der erste Teil seiner Trilogie, »Die letzten Gerechten« der zweite.

Von Paul Hoffman außerdem lieferbar:

Die letzten Gerechten. Roman (31256)

Paul Hoffman

---

Die linke Hand  
Gottes

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Reinhard Tiffert

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »The Left Hand of God«  
bei Michael Joseph,  
an imprint of Penguin Books, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe März 2012  
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Paul Hoffman  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
NG · Herstellung: Str.  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-47237-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Victoria und Thomas Hoffman*





## ERSTES KAPITEL

Hört her. Shotover, die Ordensburg des Erlöserordens in Shotover Scarp ist nichts weiter als eine Lüge, denn Erlösung gibt es dort nicht. In der umliegenden Gegend wächst nur Gestrüpp und Unkraut und die Sommer und Winter unterscheiden sich kaum – mit anderen Worten, dort ist es immer scheußlich kalt, ganz gleich zu welcher Jahreszeit. Die Burg sieht man schon aus vielen Meilen Entfernung, wenn nicht gerade schmutziger Dunst die Sicht trübt, was selten vorkommt. Der Bau ist aus Feuerstein, Beton und Reismehl errichtet. Das Reismehl macht den Beton härter als Fels, und das ist ein Grund, weshalb das Gefängnis – denn nichts anderes ist es – viele Belagerungen überstanden hat. Aus heutiger Sicht erscheinen diese Versuche vermessen, und tatsächlich hat schon seit Jahrhunderten keiner mehr Shotover erstürmen wollen.

Es ist ein übel riechender, unwirtlicher Ort, an den niemand freiwillig geht, ausgenommen die Kriegermönche des Erlöserordens. Wer sind dann die Gefangenen? Das ist das falsche Wort für diejenigen, die nach Shotover gebracht

werden, denn Gefangener sein heißt ein Verbrechen begangen haben, aber jene haben weder gegen menschliche noch göttliche Vorschriften verstoßen. Auch sehen sie nicht wie Gefangene aus, es sind durchweg kleine Jungen unter zehn Jahren. Je nachdem, in welchem Alter sie eintreten, verlassen die Hälfte von ihnen die Ordensburg erst nach fünfzehn Jahren. Die andere Hälfte ist dann schon, eingewickelt in blaues Sackleinen, mit den Füßen zuerst nach draußen getragen und auf Ginky's Field, einem Friedhof gleich hinter den Burgmauern, begraben worden. Das Gräberfeld dehnt sich so weit das Auge reicht und vermittelt einen Eindruck von den ungeheuren Ausmaßen Shotovers und wie schwierig dort das Überleben ist. Keiner der Insassen überblickt das Ganze, nur zu leicht verirrt man sich in den endlosen Gängen, die auf mehreren Stockwerken ein Labyrinth bilden. Vor allem aber sieht alles gleich aus, überall ist es düster, braun und riecht modrig.

In einem dieser Gänge steht ein Junge. Er hält einen dunkelblauen Sack in der Hand und schaut aus dem Fenster. Er könnte vierzehn, fünfzehn Jahre alt sein, genau weiß er es selbst nicht. Seinen wahren Namen hat er vergessen, denn alle Neuen erhalten beim Eintritt den Namen eines Märtyrers des Erlöserordens. Davon gibt es viele, weil seit unvordenklichen Zeiten alle, die sich nicht von den Erlösern haben bekehren lassen, einen tödlichen Hass auf sie entwickelten. Der Junge am Fenster heißt Thomas Cale, obwohl ihn niemand beim Vornamen nennt, denn das wäre eine schwere Sünde.

Der Junge war vom Geräusch des nordwestlichen Tores aufmerksam geworden, das sich nur höchst selten und unter lautem Ächzen öffnete. Nun beobachtete er vom Fenster aus, wie zwei Erlösermönche in schwarzen Kutten hinaus-traten und einen vielleicht achtjährigen Jungen, gefolgt von



zwei weiteren, noch jüngeren, ins Burginnere wiesen. Cale zählte insgesamt zwanzig neue Zöglinge. Den Schluss bildeten zwei Mönche ebenfalls in Schwarz.

Währenddessen schaute Cale durch das offene Tor hinaus auf das Ödland. In den zehn Jahren, die er schon hier war – und es hieß, er sei das jüngste Kind gewesen, das jemals aufgenommen worden war –, hatte er nur sechsmal die Burg verlassen. Jedes Mal war er bewacht worden, als ob das Leben seiner Wächter daran gehangen hätte – und so war es tatsächlich. Hätte er eine dieser Prüfungen nicht bestanden, wäre ihm der sofortige Tod sicher gewesen. An sein früheres Leben hatte er keine Erinnerung mehr.

Das Tor wurde wieder geschlossen. Cale lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Jungen. Keiner von ihnen war dick, aber alle hatten noch runde Kindergesichter. Staunend betrachteten sie den Bergfried mit seinen mächtigen Mauern, und obgleich sie von der fremden Umgebung beeindruckt waren, zeigten sie Furcht. In Cales Brust wallten Gefühle auf, die er nicht hätte benennen können, die ihn jedoch zutiefst verwirrten. Nur seine Fähigkeit, in jeder Lage mit einem Ohr auf alles zu hören, was um ihn herum geschah, rettete ihn, wie so oft in der Vergangenheit.

Er riss sich vom Fenster los und lief den Gang entlang.

»Du da! Warte!«

Cale hielt an und wandte sich um. Ein Erlösermönch mit feistem Gesicht und schwer über den Kragenrand hängenden Hautfalten stand in einer Türöffnung. Aus dem Raum hinter ihm drangen Dampf und merkwürdige Geräusche. Cale sah ihn gleichmütig an.

»Tritt näher.«

Der Junge ging auf ihn zu.

»Ach, du bist das«, sagte der dicke Mönch. »Was machst du hier?«

»Der Zuchtmeister schickt mich, das hier zur Trommel zu bringen.« Und dabei hob er den blauen Sack hoch, den er in der Hand hielt.

»Was hast du gesagt? Sprich lauter!«

Cale wusste selbstverständlich, dass der dicke Mönch auf einem Ohr taub war, und hatte absichtlich leise gesprochen.

Also wiederholte er diesmal laut, was er gesagt hatte.

»Machst du Witze, Kleiner?«

»Nein, gnädiger Vater.«

»Was hast du da am Fenster gemacht?«

»Am Fenster?«

»Halte mich nicht zum Narren. Was hast du da gemacht?«

»Ich habe gehört, wie das nordwestliche Tor geöffnet wurde.«

»Wirklich?«

Das schien ihn zu interessieren.

»Die sind aber früh dran.« Er knurrte ärgerlich, dann wandte er sich ab und schaute wieder in die Küche. Das war sein Reich. Unter seiner Aufsicht wurde dort für das leibliche Wohl der Mönche gesorgt, während die Jungen kaum etwas zu beißen bekamen.

»Zwanzig zusätzliche Portionen zum Abendessen«, schrie er in die Dampfschwaden hinter ihm. Dann widmete er sich abermals Cale.

»Hast du dir beim Hinausschauen Gedanken gemacht?«

»Nein, gnädiger Vater.«

»Hast du geträumt?«

»Nein.«

»Wenn ich dich hier wieder herumbummeln sehe, Cale, gerbe ich dir das Fell. Hast du mich verstanden?«

»Jawohl.«

Der Küchenmeister trat in die Küche zurück und schloss die Tür hinter sich, während Cale leise, aber für jeden mit

guten Ohren noch deutlich vernehmbar sagte: »Wohl bekomm's, alter Fettarsch.«

Den Sack hinter sich herziehend, setzte Cale seinen Weg fort. Obwohl er die meiste Strecke im Laufschrift zurücklegte, dauerte es fast eine Viertelstunde, bis er die Trommel erreichte. Sie hieß so, weil sie tatsächlich so aussah, wenn man einmal außer Acht ließ, dass sie einen Durchmesser von zwei Metern besaß und in eine Ziegelmauer eingelassen war. Auf der anderen Seite der Trommel lag ein Bereich, der vom übrigen Kloster abgetrennt war. Es hieß, dort lebten zwanzig Nonnen, die nur für die Erlösermönche kochten und deren Kleidung wuschen. Cale wusste nicht, was eine Nonne war und hatte auch nie eine zu Gesicht bekommen, obgleich er hin und wieder mit einer durch die Trommel hindurch sprach. Er wusste auch nicht, was Nonnen von den übrigen Frauen unterschied, über die ebenfalls nur selten und wenn dann mit Abscheu gesprochen wurde. Allerdings mit zwei Ausnahmen: die heilige Schwester des Gehenkten Erlösers und die Selige Imelda Lambertini, die im Alter von acht Jahren in der Ekstase über ihre erste Heilige Kommunion aus dem Leben geschieden war. Die Mönche hatten nicht erklärt, was Ekstase bedeutete, und niemand war so töricht, danach zu fragen. Cale gab der Trommel einen Schubs, worauf sie sich um ihre Achse drehte und eine Öffnung freigab. Er warf den blauen Sack hinein und versetzte ihr erneut einen Schubs. Dann pochte er dagegen und es schepperte laut. Er wartete etwa eine halbe Minute, dann ließ sich eine gedämpfte Stimme auf der anderen Seite der Trommel vernehmen: »Was gibt es?«

»Der Kriegsmeister Monsignore Bosco möchte das hier bis morgen früh gewaschen haben.«

»Wieso ist das nicht zusammen mit den anderen Sachen gekommen?«

»Woher soll ich das wissen?«

Auf der anderen Seite gab eine schrille Frauenstimme einer kaum verhaltenen Wut Ausdruck.

»Wie lautet dein Name, du gottloses Bübchen?«

»Dominic Savio«, log Cale.

»Nun, Dominic Savio, ich werde dich beim Zuchtmeister melden. Der wird dir eine Tracht Prügel verabreichen.«

»Das kümmert mich herzlich wenig.«

Zwanzig Minuten später stand Cale im Amtszimmer des Kriegsmeisters. Im Zimmer war niemand außer dem Kriegsmeister selbst, der aber nicht aufschaute oder erkennen ließ, dass er Cale bemerkt hatte. Für weitere fünf Minuten fuhr er fort, in sein Buch zu schreiben. Ohne die Augen zu heben, fragte er schließlich: »Warum hast du so lange gebraucht?«

»Der Küchenmeister hat mich im Gang bei den Außenmauern aufgehalten.«

»Was wollte er?«

»Er hat ein Geräusch von draußen gehört, glaube ich.«

»Was für ein Geräusch?« Jetzt sah der Kriegsmeister Cale an. Er hatte helle, wasserblaue Augen, denen so gut wie nichts entging.

»Man hat das nordwestliche Tor geöffnet, um die Novizen einzulassen. Er hat heute nicht mit ihnen gerechnet. Offenbar ist auf seine Nase kein Verlass mehr.«

»Halte deine Zunge im Zaum«, sagte der Kriegsmeister, aber verglichen mit seiner sonstigen Strenge in eher mildem Ton. Cale wusste, dass der Kriegsmeister den Küchenmeister nicht ausstehen konnte, daher war es nicht so gefährlich, über diesen Mönch derart zu reden.

»Ich habe einen deiner Freunde gefragt, was es mit dem Gerücht von der Ankunft der Novizen auf sich habe«, fuhr der Kriegsmeister fort.

»Ich habe keine Freunde, gnädiger Vater«, erwiderte Cale. »Freunde sind verboten.«

Der Kriegsmeister lachte leise und durchaus nicht hämisch.

»Da mache ich mir keine Sorgen, Cale. Aber wenn wir das Spielchen schon weitertreiben müssen – ich meine den dünnen, blonden Burschen. Wie nennt ihr ihn doch gleich?«

»Henri.«

»Seinen Klosternamen weiß ich. Aber ihr habt einen Spitznamen für ihn.«

»Wir nennen ihn ›Vague Henri‹.«

Der Kriegsmeister lachte, und diesmal verriet sein Lachen wirklich gute Laune.

»Sehr schön«, bemerkte er anerkennend. »Ich habe ihn gefragt, wann die Frischlinge angekommen seien, und er meinte, er wisse es nicht genau, irgendwann zwischen dem achten und dem neunten Glockenschlag. Dann fragte ich ihn, wie viele es denn seien, und er antwortete, an die fünfzehn, aber vielleicht auch mehr.« Er schaute Cale direkt in die Augen. »Ich lehrte ihn mit Stockschlägen, künftig genauer zu sein. Was sagst du dazu?«

»Ich bin ganz Eurer Meinung, gnädiger Vater«, erwiderte Cale ungerührt. »Er hat die Strafe, die Ihr ihm verabreicht habt, verdient.«

»Ach ja? Wie erfreulich, dass du genauso denkst. Wann sind die Neuen angekommen?«

»Kurz vor fünf.«

»Wie viele waren es?«

»Zwanzig.«

»Wie alt?«

»Keiner jünger als sieben. Keiner älter als neun.«

»Welcher Herkunft?«

»Vier Mestizen, vier Uitländer; drei Folder, fünf Halb-

blut, drei Meeraner und einer, den ich nicht einordnen konnte.«

Der Kriegsmeister murmelte etwas Unverständliches, als wäre er auch mit dieser genauen Antwort immer noch nicht ganz zufrieden. »Geh zum Kartentisch. Ich habe da eine Aufgabe für dich aufgebaut. Du hast zehn Minuten Zeit.«

Cale ging an einen langen, schmalen Tisch, auf dem der Kriegsmeister eine Landkarte ausgerollt hatte, deren Enden etwas über die Tischkante hingen. Man erkannte mit einem Blick, was auf der Karte eingezeichnet war – Berge, Flüsse, Wälder –, aber darüber hinaus lagen noch Holzklotzchen auf der Karte, manche mit Zahlen, andere mit Geheimzeichen versehen, manche in Reih und Glied, andere offenbar wahllos verstreut. Cale schaute die gewährten zehn Minuten lang auf die Karte, dann hob er die Augen.

»Also?«, fragte der Kriegsmeister.

Cale erläuterte seine Lösung.

Nach zwanzig Minuten war er damit fertig, die Hände ausgestreckt.

»Sehr scharfsinnig, sogar brillant«, sagte der Kriegsmeister. In Cales Augen tauchte ein Flackern auf. Plötzlich und unglaublich schnell schlug ihn der Mönch mit einem nietenbesetzten Ledergürtel auf die linke Hand.

Cale seufzte auf und biss die Zähne zusammen. Sofort zeigte sein Gesicht wieder die kalte Aufmerksamkeit, die der Mönch von Cale gewohnt war. Der Kriegsmeister setzte sich und betrachtete den Jungen wie ein interessantes, aber seine Ansprüche noch nicht zufrieden stellendes Objekt.

»Wann wirst du endlich begreifen, dass die brillante Lösung allein deinem Hochmut entspringt? Sie mag Erfolg haben, dennoch ist damit ein hohes Risiko verbunden. Du kennst sehr wohl die bewährte Lösung für diese strategische Aufgabe. Im Krieg sind glanzlose Erfolge immer bes-

ser als brillante. Du musst erst noch begreifen, warum das so ist.«

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Hast du vergessen, dass ein Erlöser das Recht hat, jeden Zögling, der etwas Unerwartetes tut, auf der Stelle zu töten?«

Der Tisch schepperte unter einem weiteren Faustschlag. Der Mönch stand auf und sah den Jungen zornig an. Aus Cales immer noch ausgestreckter Hand tropfte Blut. »Kein anderer ist so nachsichtig mit dir gewesen wie ich. Der Zuchtmeister hat dich schon lange im Visier. Alle paar Jahre statuiert er ein Exempel. Willst du als Glaubensopfer enden?«

Cale starrte wortlos geradeaus.

»Antworte mir!«

»Nein, gnädiger Vater.«

»Hältst du dich für unersetzlich, du Nichtsnutz?«

»Nein, gnädiger Vater.«

»Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine übergroße Schuld«, sagte der Kriegsmeister und schlug sich dabei dreimal an die Brust. »Du hast vierundzwanzig Stunden Zeit, in dich zu gehen und über deine Sünden nachzudenken. Dann wirst du dich vor dem Zuchtmeister niederwerfen.«

»Jawohl, gnädiger Vater.«

»Und nun geh.«

Erst jetzt ließ Cale die Hände sinken und ging aus dem Zimmer.

»Mach mir die Matte nicht schmutzig«, rief ihm der Kriegsmeister noch nach.

Wieder allein in seinem Zimmer, schaute der Kriegsmeister auf die sich schließende Tür. Beim Geräusch des Zuzuschnappens wechselte seine Miene von kaum gezügeltem Zorn zu nachdenklicher Neugier.

Draußen auf dem Gang stand Cale noch einen Augenblick in dem garstigen, bräunlichen Licht, das alle Räume der Ordensburg erfüllte, und betrachtete seine linke Hand. Die Wunde war nicht tief, da die Nieten des Züchtigungswerkzeugs so beschaffen waren, dass sie heftigen Schmerz, aber keine schweren Verletzungen zufügten. Er ballte die Hand zur Faust und drückte sie zusammen. Ihm zitterte der Kopf, und das Blut tropfte von der verletzten Hand auf den Fußboden. Ein Ausdruck tiefer Verzweiflung huschte über sein Gesicht, doch nur für einen kurzen Augenblick. Dann entfernte er sich langsam.

Kein Zögling in der Ordensburg hätte sagen können, wie viele sie eigentlich waren. Manche behaupteten, es wären an die Zehntausend und dass sie immer mehr wurden. Sogar unter den fast Zwanzigjährigen bestand Einigkeit darüber, dass bis vor fünf Jahren die Anzahl, wie hoch sie auch sein mochte, sich konstant gehalten hatte. Seither aber stieg sie stetig. Bei den Erlösermönchen fand ein Wandel statt, das allein war schon höchst merkwürdig, denn das Festhalten am Althergebrachten war ihr Lebenselement. Die Tage, Monate und Jahre sollten sich in nichts unterscheiden. Doch der Anstieg der Novizenzahlen hatte eine Reihe von Veränderungen mit sich gebracht. In den Schlafsälen wurden Stockbetten mit zwei und drei Etagen aufgestellt. Man hatte eine gestaffelte Gottesdienstordnung erstellt, damit sich alle täglich mit der Stärkung gegen die Verdammung versehen konnten. Das Essen mussten die Jungen schichtweise einnehmen. Aber weshalb all diese Veränderungen nötig waren, das erfuhren sie nicht.

Cale durchquerte den großen Speisesaal zur zweiten Schicht. Mit beiden Händen, die linke in ein schmutziges Tuch gewickelt, das die Wäschereihilfen weggeworfen hat-



ten, hielt er ein hölzernes Tablett. Er kam spät, jedoch noch nicht zu spät, andernfalls wäre er geschlagen und vom Essen ausgeschlossen worden. Er steuerte auf den großen Tisch am Ende des Saales zu, wo er für gewöhnlich immer aß. Er stellte sich hinter einen etwa gleichaltrigen Jungen, der so sehr mit Essen beschäftigt war, dass er Cale gar nicht bemerkte. Erst als die anderen am Tisch die Köpfe hoben, schaute auch er auf.

»Entschuldige, Cale«, sagte er und stopfte sich den Rest der Mahlzeit in den Mund, ehe er aufstand und den Platz auf der Bank für Cale freimachte.

Cale setzte sich und besah sich das Abendessen. Etwas, das wie eine Wurst aussah, aber keine war, lag in einer wässrigen Soße, darüber ein Klacks gelblicher Brei, das war alles, was nach überlangem Kochen von einem nicht mehr erkennbaren Gemüse übrig geblieben war. Im Napf daneben befand sich ein gallertartiger Haferbrei, so grau, als ob er schon Tage alt wäre.

Obwohl er hungrig war, konnte er sich im ersten Augenblick nicht dazu überwinden, den Löffel zu heben. Dann setzte sich jemand neben ihn auf die Bank. Cale wandte sich nicht um, begann aber zu essen. Nur das leise Zucken im Mundwinkel verriet, was für einen widerlichen Fraß er da vor sich hatte.

Der Junge neben ihm redete jetzt, jedoch so leise, dass nur Cale ihn verstehen konnte. Es war nicht ratsam, während des Abendessens im Gespräch mit anderen Jungen er tappt zu werden.

»Ich habe etwas entdeckt«, sagte der Junge ganz aufgeregt im Flüsterton.

»Schön für dich«, erwiderte Cale kühl.

»Etwas Wunderbares.«

Cale zeigte überhaupt keine Regung, sondern konzent-

rierte sich darauf, den Haferbrei ohne Würgen hinunterzuschlucken.

Der andere Junge legte eine Kunstpause ein.

»Herrliches Essen, bei dem dir das Wasser im Mund zusammenläuft.«

Cale hob kaum den Kopf, aber sein Nachbar merkte, dass er ihn endlich an der Angel hatte.

»Warum sollte ich dir das glauben?«

»Vague Henri war auch dabei. Wir treffen uns um sieben hinter dem Gehenkten Erlöser.«

Damit stand der Junge auf und ging fort. Cale hob den Kopf, seine Miene verriet fast so etwas wie Sehnsucht. Die Jungen ihm gegenüber am Tisch sahen ihn verblüfft an, denn sonst trug er immer eine starre Maske zur Schau.

»Isst du das nicht mehr?«, fragte ihn ein Junge mit hoffnungsvoll leuchtenden Augen, als ob die fade Wurst und der wachsgraue Haferbrei ihm Glückseligkeit versprächen.

Cale gab keine Antwort, sondern zwang sich weiterzuesen, ohne dass es ihm übel wurde.

Nach dem Essen trug Cale das hölzerne Tablett zum Waschtrog, scheuerte es mit Sand aus und stellte es zurück an seinen Platz. Dann ging er, unter dem Blick eines Mönches, der von seinem hohen Sitz aus das ganze Refektorium übersah, bis zur Statue des Gehenkten Erlösers, kniete sich hin und wiederholte dreimal »Ich bin sündig, ich bin sündig, ich bin sündig«, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, was die Worte eigentlich bedeuteten.

Draußen war es schon dunkel und der Abendnebel senkte sich. Das war gut, denn so konnte Cale leichter ungeesehen vom Wandelgang in das Gebüsch hinter der großen Statue schleichen.

Als Cale dort ankam, konnte er schon keine fünf Schritte weit mehr sehen. Er trat auf den Kiesweg vor der Sta-

tue. Es war die größte Darstellung eines heiligen Galgens in der ganzen Ordensburg. Sicherlich gab es Hunderte, manche nur ein paar Zoll groß, an Wände genagelt, in Nischen aufgestellt, als Beigabe zu den Gefäßen mit heiliger Asche am Ende jedes Ganges und als Schmuck über jedem Türsturz. Ihr Anblick war so alltäglich, das Wort wurde so oft benutzt, dass das Bild selbst schon lange jede Bedeutung verloren hatte. Keiner, abgesehen von den Novizen, nahm überhaupt noch wahr, was sie darstellten, nämlich einen gehenkten Mann, den Strick um den Hals, den Körper mit Wundmalen von der vorhergegangenen Folter übersät, und dessen gebrochene Beine seltsam verrenkt unter ihm baumelten. Galgendarstellungen des Gehenkten Erlösers aus der Zeit der Gründung der Ordensburg vor gut tausend Jahren waren primitiv und besaßen Wirklichkeitstreue. Bei mangelndem künstlerischem Geschick standen dem Gehenkten der Schrecken in Augen und im Gesicht geschrieben, der verdrehte Körper sah geschunden aus, die Zunge ragte aus dem Mund hervor. Die Bildhauer hatten deutlich machen wollen, dass es sich um eine grausame Todesart handelte. Im Lauf der Jahrhunderte gewannen die Darstellungen an künstlerischer Raffinesse, verloren jedoch an Ausdruck. Die große Statue mit dem mächtigen Galgen, an dem ein über sechs Meter großer Erlöser an einem dicken Strick baumelte, war nur dreißig Jahre alt. Die Striemen auf dem Rücken waren zwar deutlich erkennbar, aber blutlos. Die Beine sahen überhaupt nicht zerschunden aus, sondern waren in eine Positur gebracht, als litte er lediglich an Wadenkrämpfen. Doch vor allem sein Gesicht verwunderte, denn statt von Schmerz verzerrt zu sein, drückte es eine nur leicht getrübt heiligenmäßige Ruhe aus, so als habe der Mann ein Knöchelchen verschluckt, von dem er sich mit einem dezenten Hüstel befreien wollte.

Jetzt in der Abenddämmerung erkannte Cale lediglich die großen Füße des Erlösers, die geisterhaft aus dem weißen Nebel ragten. Der Anblick war ihm unheimlich. Ohne ein Geräusch glitt er in die Büsche zurück, die ihn vor möglichen Passanten verbargen.

»Cale?«

»Ja.«

Der Junge aus dem Refektorium, Kleist mit Namen, und Vague Henri tauchten auf.

»Hoffentlich ist es die Sache wert, Henri«, flüsterte Cale.

»Ganz bestimmt, Cale.«

Kleist bedeutete Cale, ihm in das Gebüsch vor der Mauer zu folgen. Dort war es noch dunkler, und Cales Augen hatten sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt. Die anderen beiden warteten auf ihn vor einer Tür.

Und das war ungewöhnlich, denn obwohl es in der Burg viele Türöffnungen gab, hatten die allermeisten keine Türen. Während der Großen Reformation vor zweihundert Jahren war mehr als die Hälfte der Erlösermönche wegen Ketzerei auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Der siegreiche Flügel hatte aus Furcht, der Irrglaube könnte auf die Zöglinge überspringen, diese sicherheitshalber auch gleich umgebracht. Die Ränge wurden mit Novizen gefüllt, für die man viele Änderungen einführte, darunter auch die Maßnahme, in allen Räumen der Jungen die Türen zu entfernen.

Denn welchen Zweck erfüllten Türen, wenn es um Sünder ging? Türen verbargen Dinge. Türen waren Teufelszeug, da sie das Geheimnis, das Alleinsein und die Verschwörung förderten. Schon der bloße Begriff der Tür erfüllte die Mönche mit Furcht und Empörung. Der Teufel selbst wurde fortan nicht mehr als Scheusal mit Hörnern, sondern als ein Rechteck mit einem Türschloss dargestellt.

Selbstverständlich bezog sich die Ablehnung der Tür nicht auf die Erlösermönche selbst. Als Zeichen der Erwähltheit galt nunmehr, dass jeder eine Tür vor seinem Arbeitsraum und vor seiner Schlafzelle hatte. Die Heiligkeit der Erlöser war an der Anzahl der Schlüssel abzulesen, die sie an der Kette um die Hüften trugen. Beim Gehen mit den Schlüsseln zu klimpern, bedeutete, dass man bereits auf Erden für das Himmelreich auserkoren war.

Auf eine unbekannte Tür zu stoßen, war also eine Sensation.

Nachdem sich Cales Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er neben der Tür alten Mörtel und zerbrochene Ziegelsteine.

»Ich wollte mich vor Tschetnik verstecken«, sagte Vague Henri, »und da habe ich diese Stelle gefunden. Der Mörtel in der Ecke bröckelte schon. Beim Warten fing ich an, daran zu kratzen, da kam alles runter. Offenbar ist Wasser eingedrungen.«

Cale rüttelte vorsichtig an der Tür.

»Die ist abgeschlossen.«

Kleist und Vague Henri lächelten. Kleist langte in die Tasche und holte etwas hervor. Cale hatte noch nie einen Schlüssel in der Hand eines Zöglings gesehen. Der Schlüssel war groß, massiv und ganz verrostet. Alle betrachteten ihn mit leuchtenden Augen. Kleist steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn ächzend um. Mit einem metallischen Geräusch gab das Schloss nach.

»Woher habt ihr den Schlüssel?«, fragte Cale. Kleist und Vague Henri freuten sich, dass Cale zu ihnen sprach, als ob sie Tote auferweckt hätten oder übers Wasser gegangen wären.

»Das verrate ich dir, wenn wir drin sind. Komm jetzt.« Kleist lehnte sich mit der Schulter gegen die Tür, und die

anderen taten es ihm gleich. »Drückt nicht zu fest, die Türangeln sind vermutlich verrostet. Wir wollen keinen Lärm machen. Ich zähle bis drei.« Er wartete. »Fertig? Eins, zwei, drei.«

Sie drückten alle gemeinsam. Nichts. Die Tür gab nicht nach. Sie hielten inne und holten tief Luft. »Eins, zwei, drei.«

Sie stemmten sich gegen die Tür, bis sie quietschend ein kleines Stückchen nachgab. Sofort traten sie zurück. Gehört werden, hieß geschnappt werden und das wiederum hätte Gott weiß welche Folgen gehabt.

»Dafür könnte man uns hängen«, sagte Cale. Die anderen schauten ihn an.

»Das nicht. Hängen wohl nicht.«

»Monsignore Bosco hat zu mir gesagt, der Zuchtmeister suche nach einem Vorwand für ein abschreckendes Beispiel. Das letzte Hängen liegt fünf Jahre zurück.«

»Das würden sie nicht tun«, wiederholte Henri, sichtlich verstört.

»Würden sie doch. Menschenskind, das ist eine *Tür!* Und ihr habt den *Schlüssel* dazu.« Cale wandte sich an Kleist. »Du hast mich angelogen. Du weißt gar nicht, was da drin ist. Wahrscheinlich ist es bloß ein toter Gang, wo es nichts zum Mitnehmen gibt.« Er sah den anderen in die Augen. »Das ist das Risiko nicht wert, Henri, aber dich kann es den Hals kosten. Ich steige aus.«

Er wollte sich schon abwenden, da ertönte vom Wandelgang eine ungeduldige, wütende Stimme herüber.

»Wer ist da? Was ist das für ein Lärm?«

Im nächsten Augenblick hörten sie ein Knirschen auf dem Kiesweg vor dem Gehentken Erlöser. Es waren die Schritte eines Erwachsenen und sie kamen näher.



## ZWEITES KAPITEL

**B**lankes Entsetzen war noch ein milder Ausdruck im Vergleich zu dem Gefühl, das Kleist und Vague Henri ergriff, als das knirschende Geräusch an ihre Ohren drang. Wegen einer Torheit hatten sie nun die Gewissheit komrender Grausamkeit: die im grauen Morgenlicht versammelte schweigende Menge, ihre eigenen Schreie, als sie zum Galgen gezerrt werden, das schreckliche stundenlange Warten während der gesungenen Messfeier und dann der Strang und das Baumeln in der Luft, das Röcheln, die letzten Tritte ins Leere.

Nur Cale ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit einer wortlosen Anstrengung hob er die Tür leicht in den verrosteten Angeln an und drückte dagegen. Fast geräuschlos ließ sie sich ganz öffnen. Er berührte die beiden erstarrten Jungen an den Schultern und schob sie hindurch. Dann glitt er hinter ihnen hinein und schloss die Tür kraftvoll und wieder fast geräuschlos.

»Kommt raus! Sofort!« Die Stimme des Mannes klang nun gedämpft, aber immer noch deutlich.



Paul Hoffman

**Die linke Hand Gottes**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47237-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2012

Sie nennen ihn Cale. Er ist der Engel des Todes

Das heilige Kloster des Erlöserordens ist ein trostloser Ort, an dem Hoffnung und Freude unbekannt sind. Die jungen Novizen sind dem brutalen Regime der Mönche ausgeliefert. Thomas Cale ist einer von ihnen. Er kann nicht sagen, wie alt er ist und wie er wirklich heißt. An sein früheres Leben kann er sich nicht wirklich erinnern. Er weiß nicht, was ihn noch alles erwarten wird, aber eines weiß er: Niemals werden sie ihn unterkriegen. Seine Zeit wird kommen, und dann wird er sich rächen ...